

## Werk

**Titel:** Erwartungen eines Hochschullehrers an seine Universitätsbibliothek

**Autor:** Jung, Marc-René

**Ort:** Graz

**Jahr:** 1995

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?514854804\\_0005|log17](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?514854804_0005|log17)

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## **Erwartungen eines Hochschullehrers an seine Universitätsbibliothek**

MARC-RENE JUNG  
*Universität Zürich\**

So vieles wurde in der langen Geschichte der Bibliotheken, besonders aber in den letzten Jahrzehnten, über die Bibliotheken gedacht, entworfen, verwirklicht, dann wieder umgestellt, daß es wohl wenig Neues zu berichten gibt. Der Hochschullehrer hat nur drei Wünsche, die lapidar formuliert so lauten:

1. Die Bibliothek hat alles.
2. Die Bibliothek ist immer geöffnet.
3. Die Bibliothekare sind kompetent, freundlich und hilfsbereit.

Damit könnte ich eigentlich abtreten, was allerdings nicht ganz den Erwartungen entsprechen würde. Daß die Bibliothek alles hat, betrifft das Buch als etwas Vorhandenes, daß sie immer geöffnet ist, betrifft den Zugang des Lesers zum Buch, zwei Bereiche, wo meine utopischen Wünsche durch allerlei Rahmenbedingungen stark eingeschränkt werden. Der dritte Aspekt betrifft Personen, die als Vermittler zwischen dem Leser und dem Buch eine wichtige Rolle spielen. Hier ist mein Wunsch nicht utopisch, so daß ich noch darauf zurückkommen werde.

Beginnen wir klein, nämlich mit dem Verhältnis von Xerokopie und Lesen. Ich gehöre zur Zunft der Buchwissenschaftler. Wir müssen die Bücher, über die wir in irgendeiner Form berichten wollen oder müssen, zuerst lesen. Das nimmt uns niemand ab. Es gibt aber im Vorfeld des Lesens manche Tätigkeit rein technischer Natur. Es ist z. B. absolute Zeitverschwendung, wenn ich in der Bibliothek eine in einem Katalog gedruckte Handschriftenbeschreibung von Hand abschreibe. Deshalb ist eine Handschriften-Abteilung ohne Kopiergerät eine Institution zur Behinderung der Forschung. Das Kopieren der technischen Beschreibung eines Dokuments ist grundsätzlich etwas anderes als das Kopieren von Texten. Natürlich bilden die Leser von Handschriften in der gesamten

\* Vortrag auf dem Symposium "Bibliothekspolitik für Benutzer" in der Zentralbibliothek Zürich am 3. Dezember 1994.

Leserschaft eine kleine Kohorte. Der Normalleser, sofern es den gibt, wünscht Auskunft über das gedruckte Buch, womit wir bei der informatisierten Information wären, über die ich mich allerdings nicht lange auslassen will. Ihre Vorzüge sind unbestritten, aber auch ihre Nachteile sind nicht zu übersehen. Daß man ab Bildschirm bibliographische Angaben ausdrucken kann, ist zum Beispiel eine schöne Sache. Die Erfahrung des Hochschullehrers, der es ja auch mit Seminar-, Lizentiats- und Doktorarbeiten zu tun hat, betrifft aber auch die negative Seite der schönen Sache. Ich meine damit die Anmerkungsfriedhöfe oder die bibliographischen Friedhöfe, wo manches Buch und mancher Artikel sanft schlummern, R.I.P. Da kann die Universitätsbibliothek nichts dafür. Es ist an uns Hochschullehrern, darauf zu bestehen, daß ein Buch auch gelesen wird, oder daß man mindestens sagt, weshalb man ein Buch nicht oder nur velut in transcurso gelesen hat.

In Zeiten des informatisierten Büchernachweises möchte ich allerdings mit allem Nachdruck für den Erhalt der gedruckten Bibliographien plädieren. In vielen Bereichen sind sie für die Forschung wichtiger als ein informatisierter Katalog, mag er auch mit noch so vielen andern Katalogen verbunden sein. Der Katalogbruch, das heißt der Umstand, daß die informatisierten Daten stets nur ab einem bestimmten Datum erfaßt sind, hat Folgen für die wissenschaftliche Arbeit in den historischen Disziplinen. Viele Forscher arbeiten mit gedruckten Bibliographien, nehmen dann die Bücher zur Hand, und arbeiten weiter anhand der Anmerkungen. Bei einem Geisteswissenschaftler betreffen die Informationslücken nicht nur die neuesten Publikationen zu einem gegebenen Thema, sondern, vielleicht sogar vor allem, Primärtexte, respektive Studien, die schon lange publiziert sind. Unsere Informationsbedürfnisse sind komplex und werden wohl nie mit einem einzigen Informationssystem zu befriedigen sein.

Die Schweizerische Landesbibliothek hat sich, z. T. mit bundesrätlicher Unterstützung, als Drehscheibe, Angelpunkt und Nabel der kumulierten Information definiert. Im Unterschied zu manchen andern Nationalbibliotheken, wo quasi omnia legibilia aufbewahrt und die damit zum Ziel wissenschaftlicher Pilgerfahrten werden, ist die Schweizerische Landesbibliothek keine wissenschaftliche Bibliothek. Der Wissenschaftler sucht zuerst in den Beständen "seiner" Universitätsbibliothek und greift nur in ganz bestimmten Bereichen auf die Dienstleistungen der Landesbibliothek zurück. Der erste dieser Bereiche ist der Gesamtkatalog, der bis zurück zu den Inkunabeln die in der Schweiz vorhandenen Schriften umfassen sollte. Allerdings werden die z. T. noch handschriftlichen bibliographischen Daten des gesamten Bestandes an gedruckten Büchern wohl so rasch nicht auf einen informatisierten Datenträger überführt werden können, dies weniger der technischen Probleme wegen, sondern aus finanziellen Gründen. Auf jeden Fall ist der Gesamtkatalog eine wichtige Dienstleistung der Landesbibliothek zugunsten der Wissenschaft. Zum zweiten möchte der Wissenschaftler über die in der Schweiz vorhandenen

schweizerischen und ausländischen Zeitschriften informiert werden. Auch das ist Sache der Landesbibliothek. Das VZ funktioniert aber und braucht keine neue Drehscheibe. Zum dritten will der Wissenschaftler wissen, zumindest wenn er selbst für den nationalen Bereich einer fachspezifischen internationalen Bibliographie tätig ist, was in der Schweiz in einem gegebenen Jahr in seiner Disziplin publiziert worden ist. Hier hilft das "Schweizer Buch", das nun auch informatisiert ist. Die bislang von der Landesbibliothek erbrachten Leistungen genügen für die Wissenschaft. Es geht selbstverständlich nicht darum, für oder gegen die Informatisierung zu sein, das wäre witzlos. Die Frage gilt ja nicht dem Witz oder dem humor der Sache, sondern dem *cui bono*. Soviel zur Landesbibliothek.

Aus Anlaß der Neueröffnung der Zentralbibliothek doch noch ein Wort zur Informatisierung: Im Augenblick führen die Bildschirme, die noch weit von einer publikumsfreundlichen Gestaltung entfernt sind, zu einem Hin- und Hergehen zwischen unfolgsamen Bildschirmen und gestreßtem Auskunftspersonal. Die Wogen, so hoffe ich, werden sich in Bälde glätten. Die wissenschaftliche Bibliothek ist ein Ort emsiger Arbeit, wozu das Ameisengekrabbel schlecht paßt. Der Arbeitsort ist der Lesesaal. Es bleibe dahingestellt, ob ein Lichthof einen idealen Lesesaal abgibt. Als Wissenschaftler wehre ich mich aber gegen eine Degradierung der Bibliothek zu einem Informationszentrum. Für Insider: Die richtige Betonung von Ar-Bi-Do, ist weder Arbido noch Arbidó, sondern Arbído.

Eine gedruckte Bibliographie kann ich an meinen Arbeitsplatz mitnehmen. Ist die Bibliographie nur noch elektronisiert greifbar, muß ich von meinem Arbeitsplatz weg zu einem Gerät, das, so glaube ich, Terminal genannt wird, was heißt, daß die elektronische Post dort endet, und ich sie dort abholen muß, ganz gleich welche Konfiguration meine Notizen am persönlichen Arbeitsplatz haben. Mitnehmen kann ich sie kaum an den Terminal. Ich spreche hier vom Arbeitsplatz in der Bibliothek, nicht von demjenigen in der Universität. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß eine der wichtigsten Bibliographien im Anmerkungsapparat der wissenschaftlichen Publikationen zu finden ist. Hier muß ich gleich eine *déformation professionnelle* zugeben: Oft lese ich in einer Publikation nur die ersten Sätze und gehe dann gleich zu den Anmerkungen über. Je nach Befund verzichte ich dann auf eine weitere Lektüre oder beginne aufmerksam zu lesen. Da eine solche erste Lektüre nicht viel Zeit braucht, ist der Transport vom Magazin zum Arbeitsplatz Zeitverschwendung. Ich möchte also 1. freien Zugang auch zu den Zeitschriften und zu den älteren Publikationen, und 2. in der Nähe der Bücherregale ein Stehpult, damit ich meine Notizen gleich im Magazin machen und den Band wieder an seinen Platz zurückstellen kann. Ein Stehpult gehört auch in die Magazine, wo die Folianten aufbewahrt werden. Die Bibliothekare sind nun erbleicht: Was, der Leser soll ein Buch selbst ins Regal zurückstellen? Bitte, darüber ließe sich ja noch reden.

Für den Leser teilen sich die Sammlungsgegenstände der Bibliothek in zwei Kategorien, die seine Arbeit grundlegend bestimmen, nämlich in die ausleihbaren und in die nicht ausleihbaren Bücher. In diesem Zusammenhang gestatte ich mir, für ein sogenanntes Privileg der Hochschullehrer zu plädieren, nämlich für den freien Zugang zu allen gedruckten Publikationen. Der Begriff Privileg trifft allerdings die Sache nicht ganz. Insofern der freie Zugang zu allen gedruckten Beständen die persönliche Forschung der Hochschullehrer erheblich erleichtert, privilegiert er den arrivierten Forscher vor andern Forschern, das sei zugegeben. Doch sind wir Professoren auch akademische Lehrer, deren Beruf es ist, angehende Akademiker zur Forschung anzuleiten, zu einer Forschung, die sich in den meisten Fällen ja nicht mit der eigenen deckt, sondern in Neuland vorstoßen soll. Der Aufenthalt des Hochschuldozenten im Büchermagazin dient somit oft auch der Vorbereitung eines wissenschaftlichen Gesprächs mit einem Lizentianden oder Doktoranden. Es läßt sich wertvolle Zeit gewinnen, wenn man sagen kann: "Suchen Sie den Einstieg über diese oder jene Publikation, die wir in unserer Universitätsbibliothek haben, wie ich selbst habe feststellen können." Es geht hier nicht um die Information, die man sich über den Sachkatalog selbst holen könnte, sondern um Erkenntnisse aus dem Durchblättern.

Der Leser vor dem Bücherregal, der Leser blätternd im Zettelkatalog oder in einer gedruckten Bibliographie: Die Möglichkeit des Stöberns muß auf jeden Fall erhalten werden. Stöbern ist ein altes Jägerwort. Und wie der Jagdhund anstatt des erhofften Hirsches auch nur einen Fasan aufstöbern kann, trifft der stöbernde Leser selten auf den erhofften Sechzehnder, sondern nur auf einen Hasen, der vielleicht nicht einmal in seinem eigenen Revier, sondern in einer Nachbardisziplin seine Zickzacksprünge vollführt. Das kann sogar geschehen, wenn ich in der Freihandbibliothek vor einem unsystematischen numerus currens stehe. Ich habe, lange ist's her, ein paar Jahre in der Bibliothèque nationale in Paris sozusagen gelebt. Der Bibliographiesaal im Untergeschoß sowie die reiche Präsenzbibliothek in den verschiedenen Lesesälen waren damals meine Universität, viel mehr als die Vorlesungen an der Sorbonne.

Mit dieser Abschweifung wäre ich beim Thema Öffnungszeiten. Lange Öffnungszeiten sind der Wunsch nicht nur des in seine persönliche Forschung vertieften Hochschullehrers, sondern auch der Universität als Stätte der Ausbildung. Nicht nur die gezielte wissenschaftliche Arbeit der Studierenden aller Grade, sondern auch das kreative Stöbern sind grundlegende begleitende Beschäftigungen zum akademischen Unterricht. Dazu sollen alle Leser Gelegenheit haben. Gerade die Erweiterung des Blickfeldes über die eigene Disziplin hinaus kann durch lange Öffnungszeiten der Bibliothek erheblich gefördert werden, müssen wir Dozenten an der Universität uns doch oft mit Hinweisen begnügen. Ich räume durchaus ein, daß der gesuchte Hirsch manchmal weder in der Universität noch in der Zentralbibliothek zu finden ist. Die aufgestöberten Fasane und Hasen bringen hingegen oft Ideen aus Bereichen,

die unser Spezialistentum, wie es die Erfahrung zeigt, immer wieder erweitern und bereichern. Lassen wir die Metaphorik, um klar und deutlich zu sagen, daß nur eine geöffnete Bibliothek eine wissenschaftliche und kulturelle Institution ist. Die Öffnungszeiten können nicht lange genug sein, Sie sollten auch nicht je nach Wochentag, Sektor oder Spezialsammlung verschieden sein. Welcher Leser trägt denn schon ständig das Tableau der je verschiedenen Öffnungszeiten mit sich herum? Hier ist noch einiges zu tun.

Kommen wir zu härterer Ware. Wir dürfen nur mit Genugtuung und Dankbarkeit vermerken, daß die Bibliotheksressourcen in Zürich, obwohl wie überall ungenügend, doch im Vergleich zu anderen Universitätsstädten der Schweiz erheblich sind. Die Bücherkredite der Universitätsinstitute und diejenigen unserer Universitätsbibliothek müssen aber vermehrt als ein Pool angesehen und einvernehmlich bewirtschaftet werden. Das geschieht jetzt schon, doch läßt sich die gemeinsame Bewirtschaftung der Bibliotheksressourcen ohne Zweifel noch verbessern. Die Schwierigkeiten liegen hier sowohl im institutionellen wie im personellen Bereich. Die Zentralbibliothek ist eine autonome Stiftung, die mit der Universität direkt nichts zu tun hat. Das ist an und für sich in Ordnung. Die Zentralbibliothek wird professionell geführt und verfügt über eine ganze Anzahl von wissenschaftlichen Bibliothekaren. Im Gegensatz dazu fehlen im Personaletat der Institutsbibliotheken die Stellen für wissenschaftliche Bibliothekare, d. h. daß die Institutsbibliotheken sehr unterschiedlich funktionieren und auch sehr unterschiedlich geführt werden. Die Bibliothek des Rechtswissenschaftlichen Seminars, die de facto eine Fakultätsbibliothek ist, ist z. B. grundsätzlich anders organisiert als die andern Institutsbibliotheken. Meiner Überzeugung nach ist die Erwerbung Sache der Professorinnen und Professoren, ganz gleich wie dann die materielle Seite, von der Bestellung bis zum Katalogisieren und Binden, geregelt ist. Hauptsache, es wird geführt. Manchmal muß der Professor sogar gegen das Berufsverhältnis der Bibliothekare entscheiden, etwa bei den Romanisten, wo die meisten Bücher ungebunden erworben werden müssen. Um nicht den Löwenanteil des Kredites für Bindekosten auszugeben, werden lange nicht alle Neuerwerbungen gebunden.

Ich gebe nun, zum Teil aus romanistischer Sicht, vier Beispiele, wo eine Absprache zwischen der Universitätsbibliothek und der Seminarbibliothek nötig ist.

1. Es gibt auf Deutsch erschienene Standardwerke, z. B. von Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer oder Erich Auerbach, die sowohl in der Zentralbibliothek wie auch in der Seminarbibliothek vorhanden sind. Nun liegen diese Werke ebenfalls auf Französisch, Italienisch oder Englisch vor, und werden von den französischen, italienischen oder englischen Philologen nach der entsprechenden Übersetzung zitiert. Die Pertinenz der Verweise muß aber rasch nachgeprüft werden

können. Das bedeutet, daß wir im Romanischen Seminar z. B. die französischen und italienischen Übersetzungen kaufen, während es nicht nötig ist, daß die Zentralbibliothek diese Übersetzungen ebenfalls anschafft.

2. Wie viele andere Wissenschaftszweige sind auch die Philologien "national" wissenschaftlich organisiert, besonders in den modernen Sprachen, die ja jeweils in einem andern Land auch Landessprache sind. In vielen internationalen wissenschaftlichen Gremien gibt es nationale Untergruppen, die ihre eigenen Kolloquien und Symposien durchführen, deren Akten meistens von der veranstaltenden Universität publiziert werden, d. h. nicht in renommierten Universitätsverlagen. Oft haben die so veröffentlichten "Papers" zugegebenermaßen vorläufigen Charakter. Derartige "nationale" Publikationen, seien sie nun grau oder grün, werden in den Arbeiten der Forscher des betreffenden Landes zitiert. Diese Publikationen müssen demnach zugänglich sein, wenn man das wissenschaftliche Gespräch verfolgen will. Ich bin der Auffassung, daß solche mehr oder weniger ephemeren Publikationen von den Institutsbibliotheken angeschafft werden müssen, unter Mitteilung an die Zentralbibliothek, die dann auf eine Anschaffung verzichten kann, außer wenn das Seminar darauf hinweist, daß es sich um eine wichtige oder um eine fächerübergreifende Publikation handelt. Diese Absprachen funktionieren mehr oder weniger, so weit ich sehe.
3. Literatur ist auch ein Kulturgut. Das gilt vor allem für literarische Texte, aber nicht nur für sie. Viele, sehr viele Texte müssen demnach mehr als einmal vorhanden sein. Deshalb vermerken wir auf unseren Erwerbungslisten, die wir der Zentralbibliothek vor der definitiven Bestellung zuschicken (oder früher zugeschickt haben), welche Bücher wir auf jeden Fall kaufen, auch wenn die Zentralbibliothek sie ebenfalls anschaffen will - oder, nach unserer Auffassung, ebenfalls anschaffen sollte. Dies gilt natürlich auch für Werke, die der wissenschaftlichen Ausbildung dienen, oder für Nachschlagewerke. Ein besonderes Problem bilden hier die Taschenbücher. Billig im Ankauf, verteuern sie sich ungemein, bis sie nach der bibliothekarischen Bearbeitung gebunden in den Magazinen der Zentralbibliothek stehen. Es ist klar, daß in unserem deutschsprachigen Landesteil nicht alle fremdsprachigen Taschenbücher angeschafft werden können. Doch darf nicht übersehen werden, daß diese für ein grand public bestimmten Bücher einen Teil, vielleicht sogar einen wichtigen Teil des heutigen

literarischen Kulturgutes darstellen und somit ihrerseits wieder Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden können. In meinem mediävistischen Bereich finden sich überdies manche sonst nicht verfügbaren Textausgaben in Taschenbüchern. Hier braucht es unbedingt Absprachen. Die Fragen müssen von den Sachbearbeitern der Zentralbibliothek gestellt werden.

4. In Anbetracht der z. T. massiven Verteuerung der Bücher müssen wir uns vielleicht von liebgewonnenen, da überaus praktischen Gewohnheiten trennen. Es geht hier um die Verpflichtungen, sei es im Bereich der Zeitschriften oder in demjenigen der Reihen. Ich erinnere mich noch, wie die Zentralbibliothek, es war vor Jahren, eine interdisziplinäre Zeitschrift abbestellt hat, als sie gewahr wurde, daß ich sie, mit Nachkauf der ersten Jahrgänge, für das Romanische Seminar abonniert hatte. In dieser Form sollte das eigentlich nicht geschehen. Wir brauchen Absprachen. Das sollte, unter Schmerzen zwar, aber doch möglich sein, besonders da die Distanzen zwischen Zentralbibliothek und den geisteswissenschaftlichen Instituten in wenigen Fußminuten zurückgelegt werden können. Das Problem für die Universitätsinstitute ist der Umstand, daß wir keine öffentlichen Bibliotheken betreiben und je verschiedene Benutzungsordnungen haben, während auf Seite der Zentralbibliothek die Öffnungszeiten wohl eine determinierende Rolle spielen könnten. In den meisten Universitätsinstituten besitzen die Professoren und die Assistenten einen Schlüssel, der ihnen auch nachts und am Wochenende gestattet, in der Bibliothek zu arbeiten. Ein besonderes Problem bilden die fächerübergreifenden Zeitschriften und Reihen, da hier mehrere Institute involviert sind. Es braucht wohl längere Gespräche, um entscheiden zu können, welche Zeitschriften und Reihen in Zürich nur an einem Ort vorhanden sein sollen, sei es in der Zentralbibliothek oder in einer der Institutsbibliotheken. Außenstehende rufe ich zu von Verständnis getragener Geduld auf, denn wir an der Universität fürchten einen Bibliotheksvogt beinahe wie den Leibhaftigen.
5. Nicht angekündigt: Alles andere schafft die Zentralbibliothek an. Womit wir wieder beim ersten utopischen Satz gelandet wären.

Ich komme zu einem Bereich, wo ich keine Erfahrung habe, der aber, wie man so schön sagt, zukunftsträchtig ist. Ich meine die Datenbanken, und zwar nicht die bibliographischen, die sicher in die Universitätsbibliothek gehören, sondern Datenbanken mit Texten verschiedenster Art. Beispiel: Was geschieht mit der Patrologie auf CD-ROM? Wer kauft sie, wo steht sie (dieser Punkt ist



weniger wichtig) und wie ist die Benützung geregelt? Kann ich sie, und unter welchen Voraussetzungen, in meinem Büro in der Universität benützen? Ich habe inzwischen, allerdings inoffiziell, erfahren, die Sache mit der Patrologie sei erledigt. Doch der Markt wächst, so daß wir ein Konzept benötigen, bei dem die Universitätsprofessoren mitreden möchten. Diese Aufgaben müssen wir heute anpacken und uns nicht scheuen, uns anderwo umzuschauen, denn das Problem stellt sich ja weltweit. Wir wollen nicht das Pulver erfinden, aber treffen wollen und müssen wir selber, und dies ebenso gut oder noch besser als die andern. Auch internationale Vernetzungen müssen ins Auge gefaßt werden, denn sparen müssen wir fast alle, auch weltweit.

Kommen wir vom Technischen zum Menschlichen. Nicht nur der Leser ist ein Mensch, sondern auch der Bibliothekar. Eine Sorte dieser Menschenart kommt mit dem Publikum in Berührung, sei es in der Ausleihe, im Katalogsaal oder ganz allgemein am Informationstisch. Ich weiß, daß es eine Sorte Leser gibt, auch unter den Studierenden, die krause Vorstellungen von einer Bibliothek haben. Seien Sie sanftmütig wie die Schafe, liebe Bibliothekare, und sparen Sie sich das Ausflippen für die eigentlichen Nervensägen. In der Informationssuche mit neuesten Medien wissen Sie oft mehr als die Professoren. Lassen Sie das die Studierenden nicht gleich spüren. Wenn ein solcher aber nicht weiß, was eine Bibliographie ist, was ein Index nominum und ein Index rerum, was retrospektiv und was laufend, seien Sie ruhig trocken, denn das sollten die Studiosi wissen.

Mit einer zweiten Sorte Bibliothekare komme ich nie in Berührung. Ich meine die Bibliothekare im Sachkatalog. Die Sacherschließung ist in der Tat eine wichtige Tätigkeit. Sie scheint mir in den Naturwissenschaften und in den technischen Wissenschaften leichter zu bewerkstelligen als in den Geisteswissenschaften. Das hängt zum Teil am Gegenstand, zum Teil aber auch an den Wissenschaftlern selbst, die, *nostra culpa*, noch nicht gemerkt haben, welche Möglichkeiten sich durch eine informatisierte Titelsuche ergeben. Zu viele Titel geisteswissenschaftlicher Publikationen sind metaphorisch und geben damit gar keinen Hinweis auf den behandelten Gegenstand, viele bestehen aus einem Zitat, andere kündigen die Entdeckung einer unbekanntenen Handschrift eines Textes an, ohne gleich mitzuteilen, ob sich das Dokument in Kopenhagen oder in Palermo befindet, wieder andere versehen einen "review article" mit dem Untertitel "à propos d'un livre récent", ohne gleich im Titel zu präzisieren, mit welchem Autor sie sich auseinandersetzen. Ich kann nur hoffen, daß die Herausgeber von wissenschaftlichen Zeitschriften der Geisteswissenschaften in diesem Bereich etwas mehr rigor walten lassen. Die Stichwortsuche via Titel würde damit wesentlich effizienter. Die Schlagworte, die den Inhalt betreffen, werden heute in umfangreichen und sich stets erneuernden Regelwerken vorgegeben. Da man von einem Wissenschaftler nicht erwarten kann, daß er die Systematik dieser Regelwerke stets präsent hat, und ausgehend von der Erfahrung, daß die Schlagworte nicht immer mit den Begriffen übereinstimmen,

mit denen der Wissenschaftler arbeitet, habe ich nun einen Wunsch. Der Bibliothekar genießt ein Privileg, das man dem Leser nie und nimmer zugestehen kann: Er darf in die Bücher schreiben. Wenn der Bibliothekar nun die Schlagworte ins Buch schreiben würde, sähe der Leser sofort, ohne auf den Katalog zurückgreifen zu müssen, mit welchen Begriffen der Buchinhalt signalisiert wird. Der Leser brauchte dann nicht über den großen Bruder zu stöhnen, der ihm vorschreibt, was ein Schlagwort ist, sondern er könnte, gutmütig wie er ist, dem im Buch vermerkten Schlagwort entnehmen, wie er via Sachkatalog zu weiterführender Literatur kommt. Das Schlagwort im Buch vermittelt dem Leser Ideen.

Eine weitere Sorte Bibliothekar sind die Sachbearbeiter oder die wissenschaftlichen Bibliothekare, die wie Orchideen abgeschirmt vom Leser im Verborgenen blühen. Im Französischen heißen die wissenschaftlichen Bibliothekare Conservateurs. In der Tat hat mir einmal ein wissenschaftlicher Bibliothekar der Zentralbibliothek gesagt, ich solle nicht vergessen, daß eine Bibliothek auch Kulturgut zu bewahren, eben zu konservieren, habe. Ich bin einsichtig und anerkenne den Konservierungsauftrag und gebe auch zu, daß jede Benutzung eines Buches auch dessen materielle Abnutzung nach sich zieht. Aber: Da habe ich in Zürich einen Mikrofilm eines auswärtigen Dokuments. Den habe ich gelesen, doch es bleiben Fragen, die nur anhand des Originals zu lösen sind. Ich unternehme also eine aus dem eigenen Sack berappte Bibliotheksreise. Am Konservierungsort des Originals erfahre ich, daß das Dokument nur auf Mikrofilm zu konsultieren sei. Ich überlasse es Ihrer Phantasie, sich auszumalen, wie der konsternierte Wissenschaftler sich der drückenden Beweislast entledigt, um doch noch das Original einsehen zu können. Zwischen Konservierung und Wissenschaft benötigen wir weiche Grenzen.

Doch zurück zum wissenschaftlichen Bibliothekar. Auch er arbeitet natürlich für den Leser. Mit ihm sollten wir Hochschuldozenten doch hin und wieder ein Gespräch führen können. Wir würden sicher über Konzepte und Strategien reden, uns aber auch menschlich näher kommen. An der Universität wie in der Bibliothek wünscht sich jeder Freiräume zur Entfaltung. Wir kennen alle den Buchhändler, der aus Liebe zum Buch einen Buchladen eröffnet und dann seufzt, er komme nicht mehr zum Lesen. Auch Bibliothekare können ihren Beruf aus Liebe zum Buch ergriffen haben und dann ebenso seufzen, sie kämen nicht mehr zum Lesen. Ich vermag mir durchaus auch vorzustellen, daß die bibliothekarische Weiterbildung unter den Bibliothekaren ein Thema ist, daß diese Weiterbildung stattfindet, daß man über die Rolle des Bibliothekars als Vermittler zwischen Buch und Leser nachdenkt und neue und verbesserte Abläufe im instrumentalen Teil dieser Vermittlung kennen und einzusetzen lernt. Ich befürchte allerdings, daß das Lesen dabei einmal mehr nicht als Arbeit betrachtet wird, sondern als Freizeitbeschäftigung. Lesen nur als Ferienlektüre

ist aber zu wenig. Der wissenschaftliche Bibliothekar sollte nämlich noch eine weitere Sorge haben, liegt doch seine wissenschaftliche Ausbildung oft zehn oder zwanzig oder noch mehr Jahre zurück. Dies kann manchmal hinderlich sein, wenn man die Wünsche der Hochschullehrer, die sich alle professionell weiterbilden müssen, richtig verstehen will. Nicht nur die Informatik und die Informatik bewegen sich, auch die Wissenschaften. Es wäre schön, wenn die Sachbearbeiter vermehrt die Gelegenheit zu wissenschaftlicher Weiterbildung hätten und diese auch benützen würden. Es braucht nicht gleich eine Dissertation oder eine Habilitation zu sein: Ein Aufsatz tut das auch. Doch wer einen wissenschaftlichen Aufsatz schreibt, wird zum wissenschaftlichen Leser und erfährt am eigenen Leib, welche Vor- und Nachteile die moderne Aufbereitung des Wissens mit sich bringt. Es könnten damit zugunsten aller wissenschaftlichen Leser Einsichten gewonnen werden, ganz abgesehen vom wissenschaftlichen Ertrag der eventuellen Publikation. Der wissenschaftliche Bibliothekar als wissenschaftlicher Leser, das wäre so meine Idealvorstellung. Er würde damit zum Kollegen.